

(Nachdruck verboten.)

Herrn Zickendrath's Pensionäre.

20] Roman von D. Eugen Thossan.

Ihm that das Geschwätz unendlich wohl. Sein Starrsinn war so ganz und gar gebrochen, daß er weiter nichts wollte, als sich irgendwo anlehnen und sich streicheln lassen. Nach etwas Weichem, Mildem verlangte ihn, das ihm die Seele säufstigte, nach dem Antheil eines Menschenherzens an seinem Wohl und Wehe nach der Vereinsamung der vergangenen Wochen. Und wer hätte ihm das besser bieten können, als ein lieblicher Mädchenmund, wenn er auch alltägliche Worte sprach. Wenn er nur überhaupt sprach, zu ihm sprach, nachdem er so lange Zeit für ihn geschwiegen.

Zuerst war er doch ein wenig erstaunt gewesen, als sie sich plötzlich so herzlich und theilnehmend gab. Aber bald ließ er sich's gefallen, ohne zu grübeln und zu kritteln. Zimmer freier wurde ihm zu Sinn; als ob es gar kein Examen gäbe, war ihm zu Muth; als ob er weiter nichts zu thun hätte, als hier zu sitzen und diesem süßen Wortgeplätzchen stand zu halten. Seine Augen strahlten sie an, und ihre Hände hatten die Rollen getauscht. Jetzt hielt er die ihrigen in seinen Pranken und zermürbte sie, ohne daran zu denken, daß er ihr weh thun könnte. Nur einen Gedanken hatte er, einen herrlichen, prächtigen, unverfälschten Gedanken, der von Sekunde zu Sekunde gewaltfamer nach Verwirklichung drängte . . . er mußte . . . mußte . . . „Männchen, geben Sie mir einen Kuß!“ flüsterte er heiser.

Sie fuhr erschrocken zusammen und floh von ihm weg in die andere Sophaede; aber er rückte nach und ließ ihre Hände nicht los. Dabei nickte er immerzu und sie schüttelte den Kopf. Aber er nickte energischer als sie schüttelte. Endlich fragte er stotternd:

„Würde es Ihnen denn das Herz so schwer machen?“

Und sie schüttelte immer weiter. Da bengte er sich zitternd über sie. Als er in ihre angstvoll auf ihn gerichteten Augen sah, besiel ihn wieder Muthlosigkeit. Aber zurück konnte er nun nicht mehr.

„Sie haben's doch selbst gewollt,“ murmelte er wie zur Entschuldigung.

Und dann war es geschehen.

Manni sprang auf, wischte sich den Mund und lief mit einem schwachen Versuch, zu sichern, fort. Er aber fühlte sich kurirt und stieg ins Gymnasium mit dem Bewußtsein, allen Eventualitäten gewachsen zu sein.

Nachmittags um vier Uhr war die Qual zu Ende. Er hatte bestanden, als zweitbestester. Noch so eben mit durchgekommen. Denn bei dem Letzten war es eigentlich nur durch ein Wunder zu erklären, oder durch den Umstand, daß er bei einem Professor in Pension war und jährlich zwölfhundert Mark zahlte.

Aber Fritzen war das Alles nun mit einem Male ganz egal. Er war durch, es lag hinter ihm, das war die Hauptsache.

Als er aus dem Gymnasium trat, nahm er seine bunte Mütze vom Kopf und warf sie mit mächtigem Schwung durch ein offenstehendes Fenster in ein leeres Klassenzimmer. Dann ging er baarhäutig nach Hause.

XIV.

Am Abend wurde das obligate Fäßchen aufgelegt. Das ganze Haus war geladen und — erschienen.

Große Ereignisse schwennten Kleinliche Bedenken schnell hinweg. Und ein großes Ereigniß war es ohne Zweifel, das erste bestandene Examen in der Pension Zickendrath. Der Chef des Hauses empfand sogar etwas der Dankbarkeit von weitem Ähnliches gegen Fritzen, daß er es nun doch noch geleistet hatte.

Als ihm Manni von des Kandidaten eigenen Befürchtungen erzählt hatte, am Vormittag, da war ihm brühsiedend heiß geworden. Es wäre doch eine elende Blamage für die Pension gewesen, ein miserabler Anfang und eine schlechte Empfehlung für die Zukunft. Nun aber waren seine Gewissensbisse jäh verfliegen, es war alles gut abgelaufen, man konnte Staat mit der Pension machen. Und er spielte mit Würde und edlem

Anstand den Wirth an dem Fäßchen, das er nicht zu bezahlen brauchte.

Trotzdem war es anfänglich ziemlich ledern. Es wollte keine rechte Stimmung aufkommen. Gustel hatte sich gekränkt in eine Ecke zurückgezogen, weil Mutter Zickendrath mit aufgehobenem Finger und warnender Stimme zu ihm gesagt hatte:

„Gustel, nehmen Sie sich ja recht in acht mit dem Trinken! Sie wissen, Sie können nicht viel vertragen.“

Er machte einen Fluschn und grübelte über das ewige Räthsel, daß der Mensch seiner Vergangenheit nicht zu entkommen vermag.

Zohannes war ernst und förmlich wie ein Korpsstudent, der in die Gesellschaft von Durfschäfflern gerathen ist. Und Emil sah bedrückt und ängstlich aus. Er lebte nämlich in der beständigen Furcht, die feistliche Veranlassung könnte zu einer allgemeinen tiefer gehenden Veröhnung führen. Und das konnte unter Umständen böß für ihn ablaufen. Denn er hatte sich in der letzten Zeit trotz seines Respekts vor Fritzens Fäusten allerlei kleine Klatschereien und Zwischen-trägerereien zu schulden kommen lassen. . . Es hatte aber vorläufig nicht den Anschein.

Erst nachdem der Kantor sich eingestellt hatte, ging ein freierer Zug durch die Versammlung. Zuerst hatte er sich unter allen möglichen Vorwänden geweigert, zu erscheinen. Aber dem Drängen Fritzens hatte er schließlich nicht widerstehen können. Und das war ein wahrer Segen. Er war gewissermaßen eine neutrale Persönlichkeit. Und indem er sich's gefallen ließ, daß man ihm zum Mittelpunkt der Unterhaltung machte, löste er die geheime Spannung, die vorher über dem Ganzen gelegen hatte.

Außerdem war das Bier frisch und wohlgeschmeckend, und das trug auch sein Theil dazu bei, die Geister zu entfesseln.

Es war noch keine halbe Stunde verstrichen, da hatte Gustel seinen Grimm verwunden und stellte Friedrich den Großen dar. Dann sang Zohannes auf dieselbigen Wunsch das Reiterlied, diesmal, da das Klavier nicht zur Hand war, ohne Begleitung, was den Kunstgenuß bedeutend erhöhte. Mit rauschendem Beifall belohnt, kehrte er auf seinen Platz zurück. Er hatte sich seinen Stuhl zwischen den Osen und das Kanapee geschoben, da, wo Manni in die Ecke gelehnt saß. Und die Beiden thaten immer intimer, je höher die Wogen der Lustigkeit gingen.

Fritze sah es mit steigender Verwirrung, wie sie mit einander tuschelten, lachten, ausstießen und sich dabei tief in die Augen guckten. Anfänglich war sein Aerger übertröffen worden von dem Erstaunen über dieses Benehmen Manni's. Er verstand sie nicht. Heute morgen noch . . . und nun so? Dann war das Stadium der reinen durch keine andere Empfindung getrüben Erbitterung gekommen, und zuletzt mischte sich wiederum ein anderes Gefühl hinein, eine weiche, nach Thränen lästerne Behnuth. Also doch verscherzt! Die Entfremdung konnte wohl auf Augenblicke überwunden werden, zu tilgen war sie nicht mehr. „O du mein zerbrochenes Saitenspiel!“ dachte er mit den stimmungsvollen Lieblingsworten des Kantors. Und das alles um einer Hufe willen, die ohne Hufeträger nicht sitzen wollte!

Ein plötzlich sich erhebender Lärm riß ihn aus seiner wehleidigen Verjunkenheit. Emil hatte ihn heraufbeschworen: Angestachelt durch den Beifall, den die Vorführungen seiner Pensionskollegen gefunden, hatte er sich zu einer gewagten Improvisation hincureichen lassen. Er war auf das Faß geklettert, hatte sich rittlings darauf gesetzt und mit dem Ton eines Ausrufers auf dem Jahrmarkt bekannt gemacht, er sei jetzt „Mephistofles“ und werde alsbald durch die Decke fahren. Aber sein unüberlegter Scherz rief nur allgemeine Entrüstung hervor. Man erklärte ihn für ein Ferkel und zog ihn gewaltsam von seinem Sitz herunter.

Und dann stand der Kantor auf, um eine Rede zu halten. „Verehrte Festversammlung!“ fing er an. „Eigentlich bin ich durch Anlage und Reigung mehr ein Einsiedler als ein Gesellschaftsmensch und am allerwenigsten berufen, unter jungen Leuten zu reden, die sich auf der Kulturstufe der Zivilität befinden. Aber an meines jungen Freundes Ehren-tag“ — er reichte Fritzen über den Tisch hinweg die Hand —

„kann ich doch nicht umhin, ein paar Worte von mir zu geben.“

Bis dahin hatte er sich die Sache vorher überlegt. Bon nun an überließ er sich den Eingebungen seiner Laune.

„An solchen Tagen pflegt man erstens in die Vergangenheit zurückzuschauen, und zweitens ahnungsvolle Blicke in die Zukunft zu werfen. Wenn wir zuerst von der Vergangenheit reden, so ist es hier wie immer gut, daß sie hinter uns liegt. Denn erst dann hat man wirklich etwas davon, erst dann wird das Erlebte unser Besitzthum, wenn es vorbei ist. Das ist so, wenn die Vergangenheit erfreulich gewesen ist, und ist auch so, und in noch höherem Maße, wenn sie nicht gerade tödlich war. Und das war sie bei unserem jungen Freunde eigentlich nicht — wenigstens oft nicht.“

Der Redner machte eine effektvolle Pause. Verschiedene Köpfe neigten sich etwas beschämt über den Tisch. Der Kantor sah es mit Befriedigung und fuhr fort:

„Wir wollen hier nicht untersuchen, woran das gelegen hat und wen dabei die meiste Schuld trifft. Wir wollen uns lieber zur Zukunft wenden. Und da fassen wir alle unsere Wünsche zusammen in den einen, daß es ihm vergönnt sein möge, sich so zu entwickeln, wie es seiner selbständigen und echt männlichen Natur angemessen ist. Das ist die große Erziehungsmethode, die das Schicksal bei den Menschen anwendet, die es lieb hat.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die neue Rheinbrücke bei Bonn.

Vierzehn Projekte waren für die feste Straßenbrücke über den Rhein bei Bonn eingereicht worden. Für die Aufstellung des mit dem ersten Preise ausgezeichneten Entwurfes der „Gutehoffnungshütte“ waren für dessen Bearbeiter, Prof. Krohn, folgende Gesichtspunkte maßgebend: Während die bis dahin erbauten Rheinbrücken sämtlich Spannweiten von ungefähr 100 Metern zeigen, war man bei der Ausschreibung des Bonner Wettbewerbes über dieses Maß hinausgegangen, indem man eine mittlere Durchfahrtsöffnung von 150 Metern verlangte. Der Schiffahrtsweg von 150 Metern Breite, der frei gehalten werden sollte, liegt aber nicht in der Mitte des Stromes, sondern näher zum linksseitigen Ufer.

Man stand also vor der Wahl, entweder eine Brücke zu entwerfen, deren Pfeiler unsymmetrisch zur Strommitte gestellt waren, oder mit der Spannweite der Mittelöffnung über das vorgeschriebene Maß noch bedeutend, nämlich bis auf etwa 195 Meter, hinauszugehen und an beiden Seiten eine kleinere Brückenöffnung von etwa 100 Meter Weite anzuschließen. Daß eine Rheinbrücke bei Bonn, in unmittelbarer Nähe des Siebengebirges, ein schöner, monumentaler Bau werden müsse und demnach, wenn irgend möglich, symmetrisch auszubilden sei, unterlag von vornherein keinem Zweifel. Es fragte sich nur, ob und wie es möglich sein werde, diese Mittelöffnung von 195 Metern zu überspannen.

Die Schwierigkeiten der Lösung machten sich nach zwei Richtungen hin geltend. In erster Linie kam es natürlich darauf an, die Kosten des eisernen Ueberbaues in solchen Grenzen zu halten, daß die Ausführung nicht durch die nöthigen Geldmittel in Frage gestellt wurde. Da nun der Aufwand an Material bei eisernen Ueberbauten mit wachsenden Spannweiten in sehr gesteigertem Maße zunimmt, so mußte es wohl Bedenken erregen, aus Schönheitsrücksichten über die durch das Programm bedingte, an sich schon bedeutende Weite noch so wesentlich hinauszugehen.

Die zweite Frage war die, ob es gelingen werde, für die Ueberbrückung dieser großen Mittelöffnung ein System von Trägern — also eine Form der Eisenkonstruktion — zu finden, das durch seine Linienführung einen schönen befriedigenden Eindruck hervorruft. Die Bogenform war mithin in erster Linie ins Auge zu fassen. Durch die Höhenverhältnisse der Brücke war es ausgeschlossen, die tragende Konstruktion vollkommen unterhalb der Fahrbahn anzuordnen.

Die für den ausgeführten Entwurf gewählte Lösung kann als durchaus befriedigend bezeichnet werden. Der Obergurt, die bogenförmige obere Linie der Eisenkonstruktion liegt vollständig über der Fahrbahn; dadurch kommt die Bogenlinie klar zur Erscheinung. Der Untergurt setzt unterhalb der Fahrbahnlinie ein und findet in den Untergurten der beiden kleinen Seitenöffnungen seine Fortsetzung. Durch diese Anordnung erreicht man gleichzeitig eine sehr bedeutende Pfeilhöhe, sodas der Materialaufwand trotz der großen Spannweite nicht übermäßig steigt.

Die Seitenöffnungen, von denen jede über 100 Meter Spannweite hat, erfordern etwa 6000 Kilo Eisenkonstruktion auf jeden Meter Länge, während die Mittelöffnung von beinahe doppelter Spannweite nur etwa 8000 Kilo beansprucht. Der Kostenanschlag für den gesamten Bau schloß mit der verhältnismäßig geringen Summe von 2800 000 M. ab. Zu diesem günstigen Resultat trug neben der Konstruktion die hohe zulässige Beanspruchung des zur Verwendung gewählten Flußeisens und ferner der Umstand bei, daß zu jener Zeit die Eisenpreise sehr niedrig standen.

Nachdem von den Stadtverordneten der den Bau vergebenden Gemeinde von den drei in Erwägung gezogenen Ausgangspunkten für die Brücke — Alten Zoll, Bieredspatz und Theaterstraße — der Bieredspatz gewählt war, wurde das ursprünglich für den „Alten Zoll“ ausgearbeitete preisgekrönte Projekt der „Gutehoffnungshütte“ unter Mitwirkung des mit der Brückenbauleitung beauftragten Regierungsbaumeisters Frenzen für diesen Ausgangspunkt umgearbeitet und die Bauausführung der genannten Firma für die Gesamtsumme von 2 650 000 Mark mit der Verpflichtung übertragen, die Fertigstellung der Brücke bis zum 1. Januar 1899 durchzuführen.

Die Höhenverhältnisse waren am Bieredspatz lange nicht so ungünstig wie beim „Alten Zoll“. Die Fahrbahn der Brücke mußte 2,30 Meter tiefer gelegt werden, die Brückenrampen erhielten Steigungen von 1:30, während im ursprünglichen Entwurf nur Steigungen von 1:40 waren. Das Projekt erhielt bei seiner Umarbeitung etwas verkleinerte Spannweiten. Die ausgeführte Mittelöffnung hat jetzt nur 185 Meter Weite, bleibt aber trotzdem die größte Bogenbrücke des Rheins, da selbst die neue Ueberbrückung bei Düsseldorf mit 181,25 Meter Spannweite um fast 5 Meter kleiner ist.

Die Vorarbeiten wurden so schnell gefördert, daß schon am 6. April 1896 die ersten Gerüste aufgestellt und mit der Gründung der beiden Strompfeiler begonnen werden konnte. Am 15. Oktober war man bereits in der Lage, in der Baugrube des Bonner Strompfeiler den Grundstein zu legen.

Die Gründung der Strompfeiler eines solchen Riesen-Bauwerkes, das den Fluthen des Wassers und dem Anprall des Eises dauernden Widerstand leisten soll, muß selbstverständlich mit peinlichster Gewissenhaftigkeit erfolgen. Die Art und Weise der Ausführung dieser schwierigen Arbeit ist interessant genug, um hier kurz erwähnt zu werden. Die äußere Spundwand wurde in der allgemein bekannten Weise in Holz ausgeführt, während die innere, dem Fundament nächstliegende, aus Walzeisen bestand. Diese eisernen Spundwände haben sich bereits wiederholt bei ähnlichen Arbeiten gut bewährt. Der Zwischenraum zwischen der inneren und der äußeren Spundwand wurde mit Kies, Mutterboden und Lehm ausgefüllt.

Die Baugrube selbst baggerte man mit dem Greifbagger fünf Meter tief aus und hierauf wurde mit den Betonierungsarbeiten begonnen, und diese in vierzehn Tagen in ununterbrochener Thätigkeit beendet. Es waren zur Füllung der Gruben 2000 Kubikmeter Beton erforderlich. Die mit Zementmörtel aufgeführten Pfeiler brauchten je von Fußsohle bis Brückenbahn 3500 Kubikmeter Mauerwerk. Die Spitzen der Strompfeiler sind aus Basaltlava-Versteinen, an den Seitenflächen befindet sich in Cyclopmauerwerk Basaltlava und das Innere der Pfeiler besteht aus Tafelbasalt. Ueber der Fahrbahn sind die Pfeiler thurmartig ausgebaut.

In der Zeit vom 23. Juni 1897 bis zum 31. Oktober 1898 fand die Montage der Eisenkonstruktion statt.

Die großen Stromöffnungen wie die kleinere der Bonner Brücke sind zweifelsohne für die Schiffahrt und für die Wasserverhältnisse ungemein günstig. Nachdem nun die Ausführung der Rheinbrücke bei Bonn gezeigt hat, daß derartig große Öffnungen auch bei beschränkter Konstruktionshöhe in ästhetisch befriedigender Weise und ohne übermäßig große Kosten überbrückt werden können, ist es verständlich, daß die Strombauverwaltungen bei Neubauten auf die Anlage von möglichst wenig Pfeilern und großen Durchflußweiten hinwirken; hierbei werden jeht Anforderungen gestellt, die über die früher üblichen Verhältnisse ungemein weit hinausgehen.

Bei der Montage der eisernen Ueberbauten bieten jedoch die großen Durchfahrtsöffnungen große Schwierigkeiten. Die Aufstellungsarbeiten müssen, wenigstens wenn die Verhältnisse so oder ähnlich wie bei den Brücken des Rheinstromes liegen, auf festen Gerüsten ausgeführt werden. Die Eisenträger überspannen nun gerade den Schiffahrtsweg, und durch die Montagegerüste wird mithin gleichzeitig ein großer, wenn nicht der größte Theil der Schiffahrtstraße gesperrt.

Dieser Umstand bildet nicht nur ein Hinderniß für den Verkehr der Schiffe auf dem Strom, sondern er bringt zugleich sehr ernste Gefahren für die Montagearbeiter mit sich. Das Anfahren oder Antreiben von Schiffen und Flößen gegen die Rüstungen ist nicht mit Sicherheit zu vermeiden. Jedoch ist die Montage der großen Brückenbogen bei der Bonner und bei der Düsseldorf Brückenanlage trotz der großen Schwierigkeiten glücklich durchgeführt worden, sodas ähnliche Unternehmen zweifellos in gleich erfolgreicher Weise zur Ausführung gelangen können.

Am 8. Dezember 1898 erfolgte die Probefelastung der neuen Rheinbrücke zwischen Bonn und Beuel, die befriedigende Resultate ergab, und am 17. Dezember fand dann die Verkehrsübergabe des Bauwerkes statt.

Die Brückenanlage bei Bonn gehört mit zu den beachtenswerthen und interessantesten Arbeiten, die deutsche Ingenieurlunst in Verbindung mit der unermüdblichen Ausdauer vieler fleißiger Hände am Ende des zur Reize gehenden Jahrhunderts vollbracht haben. Die Art und Weise der Bauausführung dieses Riesenwerkes läßt die berechtigte Hoffnung zu, daß es die Stürme von Jahrhunderten überdauern und der Nachwelt verkünden wird, in welcher erfolgreicher Weise die Technik unserer Tage verstand, selbst die rebellischen Fluthen des Rheins der großen deutschen Ströme, des gewaltigen Rheinflusses, durch Ueberbrückungen unter das Joch des Menschen zu beugen.

B. M. G r e m p e.

Kleines Feuilleton.

Um ein neues Verfahren in der Aquarellmalerei führt der Maler F. A. Fleischer einen zähen, leidenschaftlichen Kampf, der auch weitere Kreise interessiren dürfte. Es handelt sich um eine Technik, die vorerst Herrn Fleischer's geistiges Eigenthum ist. Herr Fleischer hat eine Ausstellung seiner Gemälde, die nach seinem neuen Verfahren hergestellt sind, in seiner Kunstwerstatt, Wilmersdorf, Uhlandstraße 124, veranstaltet. Sie ist für jedermann auf vorherige Anmeldung geöffnet. — Wer die Aquarelle gesehen hat, wird thätig durch die technische Erfindung des Herrn Fleischer betroffen. Die künstlerische Bedeutung der Bilder selbst soll hier nicht berührt werden. Technisch wird es deutlich, daß die Malereien Fleischer's eine wärmere Leuchtkraft haben, als sie sonst vom Aquarell ausgeht, daß die Farbtöne weicher in einander verschmelzen. Die Arbeit kann unterbrochen und wieder aufgenommen werden, ohne das harte Mäander übrig bleiben. Dabei versichert der Erfinder, daß sein weniger sprödes Verfahren durchaus nicht mehr Arbeitsaufwand und Zeit erfordert, als man für die bisher übliche Technik verwandte, und daß er sich keiner anderen Wasserfarben, als der im Handel gebräuchlichen, bediente.

Danach wäre für die Aquarelltechnik gewiß ein Fortschritt geschaffen. Ob der Aquarellmalerei überhaupt dadurch so werthvolle Anregungen erwachsen, ob die Vereinerung etwas Wesentliches für die Kunstübung im Allgemeinen bedeute, namentlich im Hinblick auf die vorherrschende Oeltechnik: das zu entscheiden wäre Sache der künftigen Maler. Darüber führt nun Herr Fleischer Klagen, wie sie nur aus der Verbitterung hervorgehen. Er hat eine Broschüre: „Mein Kampf ums Recht“ herausgegeben. Darin erhebt er Vorwürfe gegen die Akademie, die Kunstgenossen und die Ausstellungs-Kommissionen. Diese Vorwürfe könnten leicht widerlegt werden. Der Erfinder kann die Akademie nicht zwingen, sein Verfahren zu kaufen, ohne daß die Akademie es nicht genau kennt. Sein Geheimniß wollte Herr Fleischer nicht preisgeben. Das ist seine Sache. Aber eine Erklärung des Beauftragten der Akademie, des Herrn Professors Bracht, der mit Fleischer verhandelte, könnte den Anklagen Fleischer's die Spitze abbrechen. Fleischer ruft in seiner Broschüre: „Gutachten heraus! Es soll nämlich ein Verdict Bracht's für den Senat der Akademie eine gutachtliche Grundlage abgegeben haben. Der Verdict kann aber doch nur sich auf die augenfälligen Erfolge der Fleischer'schen Technik und nicht auf ihr Wesen beziehen. Es ist billig, daß man den Erfinder hierüber aufklärt. — Was das Ausstellungswesen anlangt, so nimmt Herr Fleischer an, daß man ihn allgemein boykottire. Wir haben in Berlin eine solche Konkurrenz von Ausstellungen, eine solche Ueberfülle von ausgestellten Kunstobjekten, daß diese Annahme geradezu ungeheuerlich erscheint. Die einfachste Widerlegung wäre es, daß man sich in einem oder dem anderen öffentlichen Kunstsalon entschliesse, die Kenntniß von der Technik Fleischer's der Presse und einem weiteren Publikum zu vermitteln. Die öffentliche Erörterung wird dann in diesem Rechts- und Kunststreit mehr Klarheit schaffen. —

dg. Berliner Handel im Mittelalter. Berlin blüht als Handelsstadt auf eine ziemlich lange Vergangenheit zurück. Die erste Grundlage für sein rasches Aufblühen war das Marktrecht, verbunden mit der Niederlage-Gerechtigkeit und der Zollfreiheit in fast allen märkischen Städten. Die Niederlage, die in einer Urkunde von 1298 schon ein altes Berliner Recht genannt wird, bestand darin, daß alle die Stadt passirenden Waaren in derselben eine Zeit, meist „drei Sonnenscheine“, d. h. drei Tage, feilgehalten werden mußten. Neben dem „Stättgeld“ hatten die Händler hierfür noch ein nach Werth und Menge der Waaren berechnete Abgabe zu zahlen, die der Stadtkasse zusagte. Der älteste Berliner Stättplatz befand sich auf dem Mühlenthor. Da der reisende Kaufmann die mit der Niederlage begünstigten Städte nie umgehen durfte (wenn er andere als die gesetzlich vorgeschriebenen Handelsstraßen einschlug, verlor er Hab und Gut), wurde Berlin infolge seiner Gerechtigkeit bald reich; denn an seinen Thoren führten sechs Handelsstraßen vorüber. Außer für die Waaren mußte der Händler auch noch für Schiffe, Karren, Wagen etc., also für das Transportmittel eine „Niederlage“ zahlen. Ein Magdeburger Schiff (Elbtahn) gab 32 Pf., ein „Einbaum“, d. h. ein aus einem Baum gemachter Kahn, 4 Pf. (1 Pfennig = ca. 2 Groschen). Daneben hatte der fremde Kaufmann auch noch die Verpflichtung, seine Güter von einheimischen Arbeitern verladen zu lassen. Jahrmärkte hatte Berlin drei, Kölln zwei. Jeder Markt wurde eingeläutet, und alsdann in seiner Mitte ein großes Kreuz errichtet. Wer unter seinem Zeichen Streit begann, wurde als Friedensbrecher bestraft. An Stättgeld zahlten die Märker 2 Pf., die „außer der Mark“ siten“ 16 Pf. Das höchste Stättgeld zahlten die Gewandschneider, nämlich 2 Schilling Pfennige, d. i. 1 Thlr. 1 Sgr. 8 1/2 Pf. Sie hatten dafür allerdings auch ihre besonderen Kaufhäuser. Für die Krämer, d. h. die Kleinhändler, die sich wesentlich vom „Kaufmann“ unterschieden, stand am Neuen Markt ein „Kramhaus“. Die Urkunde sagt: „Welcher Krämer in dem Kramhause steht, hat er beschlagen zwei Gebinde (zwei Vänke), so giebt er davon 1 Schilling Pfennige, steht er zwischen drei Gebinden, so giebt er 2 Schillinge, da soll Gnade dabei sein.“ Neben der Niederlage und dem Stättgeld hatten die Händler auch noch den „Herrenzoll“ zu entrichten, d. h. den Zoll an den Landesherren, den Berlin indessen für eine Abgabe gepachtet hatte. Mit

besonderen Abgaben waren der Holz- und Weinhandel belegt, der erstere mußte von den schodweise aufgestellten Kloben ein Platzgeld zahlen. Die städtischen Holzpläge lagen in der Stralauer- und zwischen Koch- und Grünstraße. Jeder Wein, der eingeführt wurde, mußte vor dem Verkauf vom Rath — geprüst werden. Neben der Abgabe hatte dieser vom Weinhändler auch noch ein Geschenk von — Konfekt zu fordern. Ueberhaupt durfte der Wein nur im Rathskeller verkauft und, einmal eingeführt, nie wieder exportirt werden. Von anderen Importartikeln sei noch das Bier und der Haring erwähnt. Das erstere kam aus Bernau und der Altmark, der Haring aber aus Kallam und Stralund. Sehr streng bestraft wurden die Schad- oder Sägekäufe. Wurde ein „alter Financier“ (Bezeichnung für Betrüger) dabei ertappt, so wurde er auf Jahr und Tag der Stadt verwiesen. Für den Haring-, Honig- und Fischhandel existirten geschworene Mäler, die das ganze Geschäft zu überwachen hatten. Der Salzhandel lag in den Händen zweier Salzmeister, die verpflichtet waren, stets genügendes und gutes Salz im Vorrath zu halten. —

Erziehung und Unterricht.

k. Wettkämpfe im Neben an amerikanischen Universitäten. Unter den Einrichtungen an amerikanischen Universitäten sind dem englischen Professor Percy Gardner, der in einer englischen Monatschrift seine Eindrücke mittheilt, zwei besonders aufgefallen: die Debattirübungen und die Pflege des Sports. Auch die ersteren sind vollständig wie ein Sport organisiert. Wie zum Ringkampf oder zum Fußballspiel wird unter den Schülern verschiedener Lehranstalten eine Auswahl für die Debatte getroffen. Die gegnerischen Parteien treten sich auf einer Plattform in einer großen Halle gegenüber. Zur Diskussion ist schon vorher ein politisches oder soziales Thema festgesetzt worden, daß Argumenten einen großen Spielraum bietet. Je nachdem die Rolle zugetheilt ist, greifen die Gegner an oder verteidigen. Auch ein Richter ist eingesetzt, der zu entscheiden hat, welcher Partei der Sieg zugefallen ist; lediglich die Geschicklichkeit in der Beweisführung ist für sein Urtheil maßgebend, nicht etwa sachliche Gründe. Die Kameraden der siegreichen Partei sind natürlich stolz auf ihren Sieg. Gardner meint, nach seinen Beobachtungen kämen die jugendlichen Redner in der Leichtigkeit und dem Fluß der Rede den englischen gleich oder sie überträfen sie noch, aber sehr ausdrucksvoll sprächen sie nicht. Es schien ihm eher, als ob sie ein sorgfältig vorbereitetes Thema wiederholten, als daß sie ihren Gegenstand wirklich erfassten und ihren Gegner zu Boden schmetterten. Und noch ein anderes fiel ihm sehr auf: In Oxford und Cambridge könnte man sicher nicht sechs oder acht Rednen hören, die so wenig Ironie, Sarkasmus oder Humor enthielten wie die, die er in Harvard hörte. Jeder der Redner war ernst, ernst bis zu einem gewissen Stumpfsinn; Scherz und Humor schied sich bei einer solchen Gelegenheit nicht, wurde ihm gesagt. Gardner äußerte auch starke Zweifel, ob es richtig ist, einen Studenten zu veranlassen, irgend eine Partei in der Debatte zu ergreifen, ohne daß die persönliche Ueberzeugung in Frage kommt. Für den zukünftigen Advokaten mag diese Uebung ja ihren Nutzen haben, schwerlich aber ist die Geschicklichkeit, eine gegebene These zu verfechten, wünschenswerth etwa für den, der später im politischen Leben eine Rolle spielen will. —

Psychologisches.

e. Neue Beiträge zur Psychologie des Traumes bringt der französische Arzt Dr. Pilez in den „Annales Medico-Psychologiques“. Während des 5jährigen Aufenthaltes als Arzt in einem Institut war er in der Lage, geeignete Beobachtungen anzustellen, da das gleichförmige Leben in diesem ihm Gelegenheit gab, unter ziemlich gleichmäßigen Bedingungen zu leben. Die Beobachtung des Traumlebens wird durch die bekannte Erfahrung, daß die Klarheit der Erinnerung an Träume sehr starkem Wechsel unterliegt, sehr erschwert. Während Dr. Pilez sich oft viel später erst an Träume wieder erinnerte, waren andere Träume von großer Lebendigkeit schon nach kurzer Zeit nicht mehr ins Gedächtniß zurückzurufen, und wieder andere prägten sich für immer ein. Wenn er nach kurzem Schlaf geweckt wurde, so erinnerte er sich gewöhnlich an keinen Traum; war es ihm dennoch möglich, so handelte es sich stets um Ereignisse, die weit zurücklagen, niemals um solche der jüngsten Vergangenheit, von denen er geträumt hatte. Einige Wochen hindurch nahm er vor dem Einschlafen Brom, Paraldehyd, Thee, Alkohol etc., oder er machte sich durch körperliche und geistige Anstrengungen sehr müde. Nach schwerer Anstrengung, nach dem Genuß von Thee, Kaffeein oder Alkohol hatte er kurze Träume, die sich fast ausschließlich auf die jüngste Zeit bezogen, nach nicht übertriebenen Anstrengungen, nach dem Genuß von Brom und Paraldehyden hatte er entweder einen traumlosen Schlaf, oder es erschienen ihm alte Bilder. Pilez kommt zu dem Resultat, daß, während eine gewisse Periode oder Regelmäßigkeit in der Intensität der Träume nicht bewiesen werden kann, eine Beziehung zwischen der Tiefe des Schlafes und dem Gegenstand der Träume besteht. Der tiefste Schlaf ist völlig traumlos. In einem ziemlich festen Schlaf erscheinen Bilder, die ältere Erinnerungen wieder auffrischen; Eindrücke der jüngsten Zeit mischen sich erst in die Träume, wenn der Schlaf schon leicht ist. Bei Geisteskranken läßt sich konstatiren, daß ihre fixen Ideen niemals in ihren Träumen erscheinen. Ein Kranter, der überall Stimmen zu hören glaubte, versicherte, daß er nie von seinen Verfolgern träumte; er behauptete auch, daß er in der Klinik nie von dieser, sondern stets nur von seinem früheren Leben träume. —

Aus dem Thierleben.

10. Eine merkwürdige Beobachtung an einem seit noch nicht langer Zeit bekannten Frosche auf der Inselgruppe der Seychellen, östlich des amerikanischen Festlandes, beschreibt Dr. Brauer aus Marburg. Schon vor einigen Jahren wurde in Venegueta und auf der Insel Trinidad ein Frosch beobachtet, auf dessen Rücken, und zwar war es stets der väterliche Rücken, kleine Frösche im Zustande kuckloser schwanztragender Larven sich mit ihrem Bauche festhielten und sich so herumtragen ließen, bis ihre weitere körperliche Entwicklung ihnen ein freies Leben und eigene Bewegung gestattete. Brauer fand nun im Hochsommer in einem Walde auf der Insel Mahé in etwa 500 Meter Höhe einen alten Bambusstamm am Boden liegen und brach ihn auf, um sein Inneres zu untersuchen. Zu seiner Ueberraschung fand er darin einen kleinen Frosch, der ihn sofort dadurch auffiel, daß sein Rücken nicht glatt sondern mit einer schwammigen Masse bedeckt war. Als er ihn ergreifen wollte, sprang der Frosch fort, aber gerade in das vorgehaltene Glas mit Alkohol, so daß er fast ganz unterseht blieb. Brauer betrachtete nun die schwammige Masse auf dem Rücken näher und erkannte darin 9 kleine Froschlarven, die am Rücken und an den Seiten des elterlichen Thieres anhaften. Sie hatten einen langen Aunderschwanz, die Hinterbeine waren bereits in der Anlage erkennbar, die Vorderbeine noch ganz von Haut bedeckt. Sie hielten sich nicht mit dem Munde auf dem glatten Rücken fest, sondern schienen mit ihrem Bauche daran festgeklebt. Noch mehrmals fand Brauer solche Frösche mit Larven, die sogar mitunter schon viel weiter entwickelt waren, so daß sie bereits ganz ordentliche Vorder- und Hinterbeine besaßen. Die jungen Frösche lassen sich auf diese Weise nicht etwa nur von einem Lämpel in einen anderen tragen, sondern bleiben während der größten Zeit ihrer Entwicklung auf dem Rücken des alten Thieres liegen. Man kennt nun seit langem Frösche, bei denen die Zungen schon als Eier auf dem Rücken des männlichen Thieres gebracht werden und dort austriechen. Besonders eigenartig und wohl jedem Naturfreund bekannt ist das Bild der amerikanischen Wabenkröte (Pipa). Bei dem Seychellen-Frosche kann das nicht so sein, denn Brauer hat einen alten Frosch zwischen feuchten Blättern überrascht, neben dem ein Häufchen Eier am Boden lag, er setzte diese in ein Gläschen, das mit feuchten Holzstäben gefüllt wurde und hatte die Freude, am nächsten Morgen eine Anzahl Kaulquappen, mit dem Bauch an die Wände des Glases angepreßt, zu finden. Die jungen Larven verlassen die Eihüllen also jedenfalls auf dem Boden und kriechen dann mit ihren bereits entwickelten Hinterbeinen und dem großen Aunderschwanz auf das alte Thier hinauf und halten sich dort mit dem Bauche fest. Besonders wunderbar ist die Thatsache, daß dabei der Klebstoff, mit dem sich die jungen Frösche auf dem glatten väterlichen Rücken anheften, nicht von ihnen selbst erzeugt, sondern vom Vater geliefert wird. Brauer beschreibt im „Zoologischen Anzeiger“ die Lebensweise des Frosches noch etwas genauer. Er hält sich ausschließlich am Boden zwischen feuchten Blättern und in hohen Baumstämmen auf, das Vorhandensein von Hantscheiden an den Beinen läßt jedoch vermuthen, daß er gelegentlich auch auf die Bäume hinauf kriecht. Seine Nahrung besteht aus Termiten, von denen er große Portionen vertilgen muß, denn Brauer fand in einem Froschmagen neben den Nesten eines Käfers solche von über 30 der großen Ameisen. An den jungen Fröschen ist es besonders auffallend, daß sie verhältnismäßig lange Zeit keine Athmungsorgane besitzen, sie müssen so lange lediglich durch ihre Haut athmen. Der lange Schwanz, den unsere Frösche schon in einem ziemlich frühen Entwicklungsstadium abwerfen, bleibt den kleinen Seychellenfröschen lange erhalten, wahrscheinlich weil er ihnen unentbehrlich ist, um auf den elterlichen Rücken zu gelangen und sich dort festzuhalten.

Physikalisches.

— Warum tönen die Telegraphen- resp. Telephondrähte? Im „Prometheus“ war die Behauptung ausgesprochen worden, daß diese Erscheinung unabhängig vom Winde sei und durch Wind nicht entstehe, da bei windstillem Wetter die Drähte besonders stark tönen. Darauf antwortet Dr. A. Miethe in demselben Blatte: Ich glaube, daß die Beobachtungen, von welchen der Fragesteller ausgeht, ungenau sind, wie man sich sehr leicht gelegentlich oder absichtlich überzeugen kann. Thatsächlich ist richtig, daß die Drähte bei scheinbar windstillem Wetter unter Umständen sehr kräftig tönen, dagegen bei starkem Sturm an Stelle des Tönens jenes bekannte Säusen eintritt, welches diejenigen recht genau kennen, über deren Häuser Telephonleitungen geführt sind. Bei völlig windstillem Wetter aber findet niemals ein Tönen statt. Der Fragesteller kann sich davon sehr leicht überzeugen. Er braucht nur an einem der Drähte in der Mitte zwischen zwei Stangen einen leichten Seidenfaden zu befestigen und wird dann finden, daß die Drähte niemals tönen, wenn der Seidenfaden senkrecht herabhängt, dagegen sehr laut tönen, wenn er durch einen an der Erdoberfläche und ohne besondere Mittel überhaupt kann nachweisbaren Wind nur wenig aus der Vertikale abgelenkt wird. Daß Telegraphen- resp. von 30 Metern Länge einen hörbaren und zwar im Allgemeinen nicht übermäßig tiefen Ton durch die Reibung an bewegten Luftschichten von sich geben, ist nur dadurch überhaupt zu erklären, daß der Draht nicht in seiner ganzen Länge vibriert, sondern Knoten bildet. Erst dadurch, daß er

durch Schwingungsknoten in mehrere gleich lange Stücke zerfällt, wird die Schwingungszahl der einzelnen Drahtstücke eine so große, daß ein hörbarer Ton entsteht, während dies nicht der Fall sein könnte, wenn der Draht seiner ganzen Länge nach ohne Knotenbildung schwingen würde. Offenbar tritt nun dieses Schwingungsknotenbilden nur dann ein, wenn der Wind sehr gleichmäßig und sehr leicht ist. Bei starkem Winde wird eine Knotenbildung vollkommen unmöglich gemacht, da der Draht gewaltsam zur Seite gezerrt wird und jedenfalls unter den unregelmäßigen Windstößen ähnlich schwingt wie ein loses Seil, welches man an irgend einer Stelle plötzlich anschlägt wie eine Violinsaiten. Ein derartiges Seil zeigt bekanntlich, daß sich die durch den Schlag erzeugte Welle allmähig nach beiden Enden fortpflanzt, wobei selbstverständlich kein Ton entsteht. Durch starken Wind wird der Draht gewiß fast immer so stark gereckt werden, daß von dem Zustandekommen regelmäßiger Schwingungen in einzelnen Abschnitten desselben nicht mehr die Rede sein kann.

Schließlich ist noch Folgendes zu bemerken: Regelmäßiges Tönen tritt überhaupt nur dann ein, wenn der Wind ungefähr senkrecht zur Drahtrichtung oder wenigstens nicht in sehr spitzem Winkel zu derselben wirkt. Auch dies ist ein Umstand, welcher zu Irrungen Anlaß geben kann. Wenn beispielsweise eine Telegraphenleitung von Süd nach Nord gespannt ist, so wird sie bei westlichem Winde besser tönen als beispielsweise bei Nordnordost, und es wird daher eine derartige Leitung zu dem falschen Schlusse Anlaß geben können, daß bei Witterungswechsel ein besonders starkes Klingeln eintritt, da bekanntlich plötzlich auftauchender schwacher Westwind vielfach ein Vorbote von Witterungsänderungen, besonders im Winter, ist.

Ferner ist es möglich, daß irgend welche anderen Ursachen das Klingeln der Drähte zu Wege bringen, speziell die in denselben verlaufende elektrische Strömung oder eine Induktionswirkung des Erdmagnetismus. Thatsächlich giebt es ja sogenannte magnetische Töne, dieselben treten aber unter ganz anderen Bedingungen und nur unter Anwendung von Kräften auf, die unendlich viel stärker sind, als die hier in Frage kommenden. —

Humoristisches.

- **Energisch. Tourist:** „Sagen Sie einmal, mein Vester, kommt denn heute Nacht kein Mond?“
- Einheimischer:** „Woll, der kommt unnen' Else!“
- Tourist:** „Sind Sie aber auch sicher Mann?“
- Einheimischer:** „Des glaabst, raus muß er!“ —
- **Ein gemüthlicher Herr. Buchhalter:** „Gente bin ich gerade fünfundzwanzig Jahre bei Ihnen!“
- Chef (brummend):** „Deshalb hätten Sie doch nicht diesen Morgen fünf Minuten zu spät zu kommen brauchen!“ —
- **Druckfehler (aus einer Zeitung).** Gestern Abend stürzte sich in einer Anwandlung von Geistesgestörtheit Herr Vädermeister Wehlmurm in den hinter seinem Hause befindlichen Teig, aus dem er erst nach langer Mühe wieder herausgezogen werden konnte. — (Reggend, hum. Bl.)

Notizen.

- **Max Kreker's Schauspiel „Der Sohn der Frau“** ist jetzt auch als Buch in G. Pierson's Verlag in Dresden erschienen.
- **Der Romanschriftsteller und Dramatiker Adolphe Dennery** ist, 88 Jahre alt, zu Paris gestorben. —
- **Zur Feier des hundertjährigen Geburtstages von Puschkin** (am 26. Mai) will die Moskauer Stadtverwaltung eine Auswahl seiner Dichtungen herausgeben, um sie an die Jugend der Stadt zu vertheilen. Ebenso wird die Moskauer Gesellschaft für Volksbildung Werke des Dichters und seine Biographie in populärer Darstellung veröffentlichen. Auch eine Pracht Ausgabe seiner Werke, von den hervorragendsten Künstlern Rußlands illustriert, soll zum Jubiläumstage erscheinen. —
- **Von Richard Strauß** wird am 22. März im Opernhaus eine neue Tondichtung „Ein Heldenleben“ zur Ausführung gebracht werden. —
- **Bei der Anlage eines Straßenzuges auf der Insel Orioni grande** hat man interessante Baureste mit Mosaikböden, Gemäuer und Resten einer Heißluftleitung in einer Länge von 100 Metern aufgedeckt. In der römischen Blüthezeit hat dort eine Villenkolonie bestanden. —
- **In Großbritannien** giebt es jetzt 130 000 Lehrerinnen, d. h. etwa dreimal so viel als Lehrer. —
- **Die russische Mooswaldheidebeere** oder „Kultwa“ soll sorgfältig kultivirt und nach Westeuropa, besonders nach Deutschland exportirt werden. —
- **Sieben erschienen:** Postkarten mit Porträt von Nataly von Eschstruth. — Wo, sagt die Redaktion des „B. L. A.“ —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 29. Januar.